ANDREAS FRANZ

DANIEL HOLBE

Der Fänger

Weltbild

Der Fänger

Die Autoren

Andreas Franz' große Leidenschaft war von jeher das Schreiben. Bereits mit seinem ersten Erfolgsroman »Jung, blond, tot« gelang es ihm, unzählige Krimileser in seinen Bann zu ziehen. Seitdem folgte Bestseller auf Bestseller, die ihn zu Deutschlands erfolgreichstem Krimiautor machten. Seinen ausgezeichneten Kontakten zu Polizei und anderen Dienststellen ist die große Authentizität seiner Kriminalromane zu verdanken. Andreas Franz starb im März 2011. Er war verheiratet und Vater von fünf Kindern.

Daniel Holbe, Jahrgang 1976, lebt mit seiner Familie in der Wetterau unweit von Frankfurt. Insbesondere Krimis rund um Frankfurt und Hessen faszinieren den lesebegeisterten Daniel Holbe schon seit geraumer Zeit. So wurde er Andreas-Franz-Fan – und schließlich selbst Autor. *Todesmelodie, Tödlicher Absturz, Teufelsbande* und *Die Hyäne*, in denen er die Figuren des früh verstorbenen Andreas Franz weiterleben lässt, waren Bestseller.

Andreas Franz
Daniel Holbe

Der Fänger

Ein Julia-Durant-Krimi

Kriminalroman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2016 by Knaur Taschenbuch.
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Marcin Lukasik)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-326-6

2023 2022 2021 2020
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für meine Familie,
die um ein weiteres Mitglied trauert.
Danke, Papa, für deine Liebe und dein Vorbild.

Wir werden unschuldig geboren.
Erst unsere Entscheidungen machen uns zu guten oder zu bösen Menschen.
Unsere größte Schwäche dabei ist unsere Beeinflussbarkeit.

Die Sünden von anderen jedoch rechtfertigen nicht die eigenen.

Prolog

Jakob Schneider. Der Name schrieb sich, als trüge er ihn schon zeit seines Lebens. Seinem Gegenüber fiel nichts auf, als er kurz zögerte und über das Geburtsjahr nachdachte. Er konnte ja schlecht um seinen Personalausweis bitten, um nachzusehen. Er fuhr sich durch das dunkelblonde Haar, welches an den Seiten kurz rasiert war und oben in Strähnen nach hinten fiel. SS-Schnitt nannte man es zuweilen, doch er hatte die Bezeichnung lange nicht mehr gehört.

»Wie lange bleiben Sie?« Die Stimme klang freundlich, wenn auch desinteressiert. Vermutlich war es nur ein Nebenjob. Nachtportier. Was man wohl dabei verdiente?

Schneider beäugte den jungen Mann mit den fein gezeichneten Gesichtszügen. Er wusste Perfektion zu schätzen, hatte einen Sinn für das Schöne. Makellose Menschen erregten ihn.

»Drei Nächte«, antwortete er gepresst, »vielleicht auch länger.« Als müsse er die Buchungen checken, flogen die Hände seines Gegenübers durch den Kalender. Es waren keine Ferien, draußen standen kaum Autos.

»Das müsste gehen. Sagen Sie aber bitte so früh wie möglich Bescheid.«

»Erwarten Sie etwa eine Reisegruppe?«

»Man kann nie wissen«, kam es mit einem schlagfertigen Grinsen zurück.

Jakob Schneider griff seinen Zimmerschlüssel und seinen Rollkoffer. Viel führte er nicht mit sich.

Zwanzig Minuten später – er hatte sich den Oberkörper gewaschen, ein neues Hemd angezogen und auf die Haare reichlich Wachs aufgetragen – verließ er die Absteige und fuhr in Richtung Stadtgrenze. Er musterte die ausgemergelten Körper, die rauchend an den Laternen standen. Manche winkten, einige rangen sich ein kokettes Lächeln ab. Doch die Augen waren allesamt leer. Das Licht seiner Scheinwerfer brachte ihnen Sekunden des Glanzes, dann kehrte die Trostlosigkeit zerstörter Träume zurück. Makellosigkeit würde er hier nicht finden. Ungeduldig suchte Schneider, bis er es schließlich aufgab. Seine Lenden pochten heiß, er gierte danach, sich zu befriedigen. Als sein Fuß das Gaspedal gerade hinabdrücken wollte, taumelte ein hagerer Körper vor seine Stoßstange. Fluchend stieg er in die Eisen, sein Oberkörper ruckte nach vorn. Kein Aufprall, doch es konnten kaum mehr Millimeter sein.

»Hast du keine Augen im Kopf?«

Er bedauerte seinen Schrei sofort, als sich das Gesicht im Lichtkegel zeigte. Sie war keine Schönheit, doch sie war natürlich. Nicht überschminkt, kein Kussmund, keine Netzstrümpfe. Sie erregte ihn. Er stieß die Tür auf und reichte dem Mädchen den Arm, Schneider schätzte sie auf Anfang zwanzig.

In fast akzentfreiem Deutsch nuschelte sie eine Entschuldigung.

»Ist ja nichts passiert. Wie heißt du?«

»Lola.«

Sofort dachte Schneider an die Kinks. Er rechnete nach. Der Song war vierzig Jahre alt. Die Kleine kannte ihn vermutlich nicht einmal.

»Möchtest du mitkommen? Ich habe ein warmes Zimmer in der Nähe.«

Lola zog die Augen zu Schlitzen. »Ich mach's aber nicht umsonst.« Sie deutete in Richtung Motorhaube. »Ist ja nichts passiert.«

»Reifen und Bremsen haben schon was abgekriegt«, gab er zurück, »aber so ein Kleinkarierter bin ich nicht. Ich war hier draußen und habe jemanden gesucht. Nichts Perverses, keine kranken Phantasien.« Er kniff die Augen zusammen und wartete auf ihre Reaktion.

»Normalerweise mach ich's im Auto.«

Schneider nannte den Namen seiner Absteige und deutete hinter sich ins Nichts. »Du kennst sie doch garantiert. Noch nie dagewesen?«

Lola nickte murmelnd und stieg ein.

Der Sex war binnen Minuten abgehandelt. Schneider hatte die Wahrheit gesagt, doch das hatte sie nicht wissen können. Er hatte ihr nicht weh getan, kaum gesprochen, nur beinahe zärtlich mit ihren Brüsten und Schenkeln gespielt, bevor er in Missionarsstellung in sie eindrang. Selbst über das Benutzen eines Kondoms hatte er nicht diskutiert, als er es abzog, glaubte Lola ein leises Schluchzen zu hören.

Wortlos griff er nach seiner Hose.

»Habe ich was falsch gemacht?«

Er hielt für einen Augenblick inne. Betrachtete, wie sie ihren Körper räkelte. Er tat ihr leid, weshalb, hätte sie nicht zu sagen vermocht. Sie bot ihm eine Illusion, aber es kostete sie weniger Überwindung als sonst. Er hatte bezahlt, er

würde auch ein weiteres Mal bezahlen. Doch er schüttelte nur den Kopf.

»Ich habe zu tun.«

»So eilig?«

Fast schon schnurrend klopfte sie neben sich auf die Matratze und hob die Augenbrauen.

Er knöpfte sein Hemd zu und steckte es in die Jeans.

»Sehr eilig.« Dann widmete er sich den Schuhen. Es waren Schnürstiefel aus Leder. Dann hielt er inne. »Du könntest auf mich warten«, schlug er vor.

»Wie lange?«

»So lange, bis ich zurück bin. Ein paar Stunden, höchstens. Aber du müsstest dich jetzt sofort entscheiden.«

Lolas Gedanken begannen zu rasen. Der innere Alarm schlug an, ihr waren genug Geschichten zu Ohren gekommen. Unauffällig schielte sie in Richtung Tür, vergewisserte sich, ob man sie von innen öffnen konnte, wenn sie verriegelt war. Dann zum Fenster.

»Hör mal, es drängt«, forderte Schneider mit einem Blick auf die Armbanduhr.

»Was, wenn ich es mir zwischenzeitlich anders überlege?«

Sie bereute die Frage in dem Moment, als sie ihr über die Lippen kam. Doch Schneider blieb gleichgültig.

»Entweder du bleibst, oder du gehst. Es ist mir nicht egal, denn ich würde nachher gern noch einmal mit dir schlafen. Doch es liegt bei dir. Wenn du mich für einen gestörten Sextäter hältst, dann sei dir gewiss, dass ich es schon längst hinter mich gebracht hätte.«

Sie schluckte und riss die Augen auf. Er fuhr unbeirrt fort: »Und wenn ich ein Hurenkiller oder Ähnliches wäre,

dann auch. Oder ich täte es spätestens jetzt. Diese Entscheidung würdest niemals *du* treffen, verstehst du das? Dein Job ist gefährlich, aber das ist nicht meine Schuld. Ich möchte von dir nur wissen, ob du bleibst. Die Minibar ist voll, das Zimmer sauber und warm. Auf dem Nachttisch liegen fünfhundert Euro, die gehören dir. Egal, wie du dich entscheidest.«

Er war zu schnell, seine Worte zu effizient, um zu merken, ob er sie manipulierte. Als Lola sich entspannte und das Laken über sich zog, wussten beide, dass sie bleiben würde. Als sei es ihre Idee gewesen.

Kurz bevor Schneider das Zimmer verließ, deutete er auf eine schwarze Ledertasche.

»Du kannst machen, was du möchtest. Pay-TV auch, wenn's sein muss. Aber untersteh dich, diese Tasche auch nur anzufassen.«

»Lass mich raten«, scherzte sie, »du müsstest mich dann töten.«

Schneider schenkte ihr einen Blick, der sie schaudern ließ.

Es gab nur einen Grund, weshalb Jakob Schneider hierhergekommen war. Und das waren weder das unerträgliche Wetter noch die gekaufte Liebe. Ein beschissener Sommer. Der Regen zog Bindfäden. Der Sex hatte einen Trieb gestillt, aber mehr auch nicht. Frei sein konnte er erst, wenn er seinem wahren Bedürfnis nachgekommen war. Seiner Bestimmung. Schneider parkte in einer schlecht ausgeleuchteten Seitenstraße. Um diese Uhrzeit achtete niemand mehr auf den Verkehr. Er eilte geduckt bis zum Vordach

des Einfamilienhauses, welches sich unauffällig ins Design der Nachbarhäuser einfügte. Er prüfte die Hausnummer und den Namen an der Tür. Es bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten, das Schloss zu öffnen. Im Inneren war es warm, fast schon stickig. Schneider passierte einen Garderobenspiegel, seine Silhouette huschte im Dunkel vorbei. Auch wenn er sein Spiegelbild nicht sah, er wusste, wie er aussah. Wer er war. Er lächelte schmal, denn er war zufrieden mit sich und mit dem, was er tat. Das Töten selbst bereitete ihm keine besondere Freude, wohl aber Genugtuung.

Er fokussierte den Flur. Ein Katzenklo, vor dem sich Streukrümel wie Rollsplitt verteilten, deutete auf einen vierbeinigen Mitbewohner hin. An den Wänden hingen keine Fotos. Über die Familienverhältnisse war Schneider zwar informiert, aber nicht auf dem letzten Stand. Er tastete nach seiner Waffe. Tschechisches Modell, kleines Kaliber, Schalldämpfer. Sollte sich neben der Zielperson eine andere Person im Haus befinden, wäre das ein Kollateralschaden.

Langsam schlich er die Treppe nach oben, als er ein Geräusch vernahm. Dann sprang ihm auch schon ein graues Fellbüschel entgegen, mit gesträubten Schwanzhaaren, das ihn mehr an ein Eichhörnchen als an eine Katze denken ließ. Es polterte im entlegensten Teil des Erdgeschosses, dann kehrte wieder Ruhe ein. Schneider schritt weiter. Die Schlafzimmertür war zur Hälfte geöffnet, ein Keuchen war zu hören. Vermutlich dreht sich das fette Schwein gerade um, dachte er voller Ekel. Er würde die Visage niemals vergessen. Auch wenn das Gesicht gealtert sein musste und

das Körpervolumen umfangreicher geworden war, es war derselbe Mann, der da vor ihm lag. Alleine, wie Schneider mit Erleichterung feststellte. Er tötete nicht gerne ohne Grund.

Lautlos näherte Schneider sich seinem Opfer. Dann ein leises Ploppen, es roch für einige Sekunden sauer. Als der Verschwitzte sich mit einem letzten Grunzen auf den Rücken drehte und sein Kinn hinabfiel, lächelte der Assassine mit bitterem Blick. Er hob die Decke, unter der es nach Urin und Schweiß roch. Das Opfer trug nichts am Leib bis auf eine weiße Unterhose. Die Brusthaare klebten auf dem aufgeschwemmten Gewebe.

»Junge, bist du fett geworden«, bemerkte er mit einem spöttischen Grinsen.

Er wiederholte diese Worte Minuten später. Diesmal gepresst und ohne eine Spur von Humor, als er den leblosen Körper die Treppe hinabzerrte. Prüfend vergewisserte er sich, ob Geräusche zu vernehmen waren. Fahrzeuge vorbeifuhren. Doch die Nacht hatte den vierbeinigen Hausbewohner geschluckt, und das Wetter und die Uhrzeit ließen das Viertel wie ausgestorben erscheinen.

Als er das Zimmer betrat, erwartete Lola ihn im Bett. Der Fernseher war aus, nur die Bettlampen brannten. Nichts im Raum deutete auf Veränderung hin. Doch Schneider hatte am blauen Schimmer hinter den Gardinen erkannt, dass sie noch vor Sekunden auf den Bildschirm gestarrt hatte.

»Ich habe dich schon vermisst«, gurrte sie und schenkte ihm einen lüsternen Blick. Er passte nicht zu ihr. Sie sollte

studieren oder zumindest einen vernünftigen Beruf erlernen. Mürrisch warf er seine Jacke über die Stuhllehne.

»Du bekommst dein Geld, auch ohne dass du mir etwas vorspielst.«

Er begann das Hemd aufzuknöpfen.

»Ist es nicht etwas, was man gerne hört?« Das Mädchen blinzelte verunsichert.

»Wenn es ehrlich gemeint ist, schon.«

»Ich habe mich wirklich gefreut. Ich bin nicht gerne allein.«

»Dann sind wir beide sehr unterschiedlich.« Das Hemd segelte über die Jacke. Schneider zog sich das Shirt über den Kopf. Es war feucht vom Schweiß. Kein einziges Haar wuchs auf seinem Oberkörper. Lola schwieg. Er öffnete die Hose und stieg hinaus. Hob das Kinn in Richtung Badezimmer und sagte wie aus dem Nichts: »Duschen wir zusammen?«

»Okay«, kam es kleinlaut. Was sollte sie schon erwidern? Sie trug noch immer keine Kleidung, wie er feststellte, außer ihrem Slip. Der Temperaturregler war höher gedreht, eine der vielen kleinen Veränderungen, die Schneider wahrgenommen hatte. Als sie an seiner Tasche vorbeischritten registrierte er, wie ihr verräterischer Blick für eine Sekunde daran haften blieb.

Als sie das Badezimmer betraten, seufzte er leise.

»Das war sehr dumm von dir«, sagte er tonlos vor sich hin und schob Lola über die Fliesen.

2004

Der Bus hielt mit einem Quietschen. Noch eine Viertelstunde bis zum Gong zur ersten Stunde. Patrick bewegte sich durch eine lärmende Meute von Fünftklässlern und fühlte sich hundeelend. Prall gefüllte Schulrucksäcke rempelten ihn an, einer traf ihn schmerzhaft in die Rippen. Vor ein paar Wochen hatte Leah aus der Parallelklasse von einem Ranzen zwei Zähne ausgeschlagen bekommen. Patricks Vater tobte, als er davon hörte. Es sei Aufgabe des Busfahrers, für geordnete Verhältnisse zu sorgen. Denn das gefährliche Gedrängel an der Haltestelle wiederholte sich täglich. Es grenzte an ein Wunder, dass noch niemand unter die Räder gekommen war.

Patrick wusste, dass sein Vater ihn beschützte. Er ließ es nicht zu, dass seinem Sohn etwas geschah. Das versicherte er Patrick immer wieder. Jedes Mal, nachdem er ihm weh getan hatte. Patrick wusste, dass es falsch war, was er mit ihm tat. Er hatte Mitleid mit ihm, er konnte in seinen Augen sehen, dass er krank war und darunter litt. Doch in den Minuten, wenn der Schmerz ihm die Tränen in die Augen trieb, hasste Patrick seinen Vater aus tiefster Seele.

»Patty!«, schrie es plötzlich durch die Menge. Lukas. Patrick rollte entnervt die Augen. Er hatte ihm schon x-mal gesagt, dass er nicht »Patty« genannt werden wollte, er sei schließlich kein Mädchen. Patrick war größer, als man es von einem Zehnjährigen erwartete, doch seine Gesichtszüge waren bleich und feminin. Ein Junge, der sich lieber in die

Welt von Magic-Karten und Fantasy-Rollenspielen vertiefte, als sich auf dem Fußballplatz auszutoben.

Er bahnte sich einen Weg durch das lärmende Schultaschenmeer, bis er vor seinem Freund stand. Dem einzigen, den er hatte.

»Luke, hör auf, mich Patty zu nennen.«

»'tschuldigung«, grinste dieser. Er hatte gut lachen. Sein Spitzname war cool. Bei Patrick stattdessen brauchte es nicht mal einen Spitznamen, um ihn tagtäglich mit dem stupiden rosa Seestern von SpongeBob aufzuziehen.

Er versuchte, bequem zu stehen, doch es gelang ihm nicht.

»Was ist denn los? Morgen ist Wochenende.«

Zwischen dem Wochenende und jetzt lag eine Doppelstunde Sport. Patrick fröstelte. Allein beim Gedanken daran tat ihm alles weh.

»Ich gehe wieder«, murmelte er und sah sich um. Kein Lehrer zu sehen.

»Waaas?«

»Ich hau ab, bevor jemand sieht, dass ich da bin. Kommst du mit?«

Lukas trat unschlüssig von einem Fuß auf den anderen. Patrick hätte es ihm nicht krummgenommen, wenn er abgelehnt hätte. Er beneidete seinen Freund um dessen Elternhaus. Lukes Vater war wie ein großer Bruder zu seinem Sohn. Wenn er ihm übers Haar fuhr, dann geschahen die Berührungen unschuldig und ohne Unbehagen. Lukes Mutter stellte immer tausend Fragen. Das krasse Gegenteil zu Pattys eigener Mom, die im Grunde ausschließlich mit sich selbst beschäftigt war. Umso mehr wunderte es Patrick,

als Lukas ihn am Arm packte und sagte: »Okay, dann los. Lass uns abhauen. Wie Tom Sawyer und Huck.«

»Du bist Huck!«, grinste Patrick.

Beinahe wären die beiden Kevin in die Arme gelaufen, einem grobschlächtigen Typen aus der Neun. *Vermeide den Augenkontakt*, sagte Patrick sich immer, wenn Kevin sich mit seinem Schlägertrupp näherte und den Schulhof nach Opfern ausspähte.

»Lass uns in Ruhe«; zischte Lukas, und schon waren sie um die Gebäudeecke verschwunden. Einen verdutzten Kevin in einer abebbenden Schülertraube hinter sich lassend. Fassungslos, als sich im Laufe der Zeit herausstellte, dass er die letzte Person gewesen sein sollte, die Luke und Patty wohlauf gesehen hatte.

2014

Sonntag

Sonntag, 12. Oktober 2014, 8:35 Uhr

Landkreis Offenbach.

Peter Brandt blinzelte gegen die Sonne. Hoffte, er bilde sich das Gesicht nur ein, das in seinen Fokus rückte. Doch dann ertönte auch schon die Stimme mit dem einschlägigen hessischen Dialekt.

»Kollege Brandt. Hätte ich mir ja denken können.«

Dieter Greulich. Von allen Kriminalbeamten war er der letzte, auf den der Kommissar in diesem Augenblick Lust hatte. Die Abneigung beruhte auf Gegenseitigkeit. Vor Jahren hatte Kommissariatsleiter Spitzer die beiden aus der Misere erlöst, gemeinsam Dienst tun zu müssen. Greulich war zum Rauschgiftdezernat gewechselt, wo eine neue Karriere auf ihn wartete. Brandt hatte ihn an keinem Tag vermisst. Kriminalbeamte, denen die Fäuste zu locker saßen, brauchte es bestenfalls im Fernsehen. Dennoch gerieten sie sich zuweilen ins Gehege, wenn Drogen- und Gewaltdelikte Hand in Hand gingen. So auch an diesem Vormittag. Es war noch nicht einmal halb neun, und Peter Brandt schlürfte bereits den dritten Becher Kaffee. Schwarze, übersüßte Brühe, die bestenfalls nach bitterer Pappe schmeckte. Dunst lag über den Baumspitzen, die pfeilgerade verharrten. Im Hintergrund rauschte der Verkehr der Autobahn.

Immer angespannt, immer schwelend, als könnte es jeden Moment zum Unfall kommen. Die A3 traf in wenigen Kilometern auf die A5; das berüchtigte Frankfurter Kreuz.

»Frankfurt«, dachte Brandt abfällig. Lag das Kreuz nicht genauso in Neu-Isenburg, und gehörte der Flughafen nicht ebenso zu Kelsterbach und Mörfelden? »Aber Hauptsache, sie können überall ihr versnobtes Etikett draufkleben.«

»Hat's dir die Sprache verschlagen?« Greulich hatte sich vor Brandt aufgebaut und funkelte ihn auf seine überhebliche Art an.

»Morgen.« Brandt zog die Mundwinkel breit. Dann hob er die Augenbrauen und fragte: »Wo ist denn die Leiche?«

»Er.«

»Wie bitte?«

»*Sie* ist ein *Er.*«

»Witzbold.« Es blieb doch trotzdem eine Leiche, egal, welches Geschlecht sie hatte. »Also, wo?«

Greulich setzte sich in Bewegung und brabbelte etwas über Brandts miese Stimmung, von der er sich nicht die Laune vermiesen lassen wolle.

Der Boden war vom Regen aufgeweicht, und bald hatte sich ein Kranz aus Erde um Peter Brandts Schuhe gebildet. Sie waren dem geteerten Weg gefolgt, hatten ein altes Metalltor passiert, das aus den Angeln gehoben war. Panzersperren aus Stahlbeton lagen umgekippt neben der Zufahrt. Sie waren zerbröckelt, anscheinend war man so oft dagegen gefahren, bis sie nachgegeben hatten. Seit die Amerikaner das Gelände verlassen hatten, lag es brach. Die Wildnis eroberte sich die niedrigen Gebäude zurück. Lkw-Aufleger standen herum, ein alter Nissan Sunny, auf dessen

Windschutzscheibe drei signalorange Aufkleber darauf hinwiesen, dass das Gefährt umgehend zu entfernen sei. Zwischen allem die üblichen Einsatzfahrzeuge, Brandt erkannte die Kollegen der Spuren-Sicherung. Dann Andrea Sievers, die Rechtsmedizinerin. Er seufzte, sie grinste. Vor einigen Jahren waren die beiden ein Paar gewesen, und Andrea war noch immer eng mit seiner jetzigen Partnerin befreundet. Der Gedanke, dass die beiden sich über ihn unterhielten, schmeckte ihm überhaupt nicht. Er wusste, wie die Frauen waren. Heute blieb ihm anscheinend nichts erspart.

»Warum so grimmig?«, fragte Andrea. Sie war Anfang vierzig, doch man sah ihr die Jahre nicht an. Selbst in ihrem Ganzkörperkondom und mit zurückgebundenen Haaren wirkte sie so anziehend wie eh und je.

»Zu viel Kaffee, zu wenig Schlaf«, brummte Brandt und entschied, seine üble Laune mit einem Lächeln zu bekämpfen. Es gelang ihm nur mäßig, doch Andrea lachte.

»Hat dich deine Staatsanwältin nicht zur Ruhe kommen lassen? Ich weiß zufällig, dass ihr gestern ...«

Brandt schnaubte. Er würde mit Sicherheit keine Details der letzten Nacht vor seiner Ex-Freundin ausbreiten. Schlimm genug, wenn er sich vorstellte, dass die beiden über ihn sprachen, wenn sie sich zu einem ihrer Mädelsabende trafen, was zum Glück nur selten geschah.

»Okay, ich geb's ja zu«, er hob die Hände, »ich habe einen Kater. Also bitte hab ein wenig Mitleid mit mir, ich musste mich schon mit Greulich auseinandersetzen.«

Sievers verzog den Mund. Ihr Daumen hob sich über die Schulter und deutete auf ein Gebäude, bei dem sämtliche Fenster eingeschlagen waren.

»Dann solltest du den Kalten vielleicht jemand anderem überlassen.«

»So schlimm?«

»Übel.«

»Zeig ihn mir.«

Krähen schrien und übertönten das Verkehrsrauschen der Autobahn. Es roch nach feuchtem Beton, von Waldatmosphäre war nicht viel zu spüren. Brandt überlegte, welche Armeen hier alle ihre Spuren hinterlassen hatten. Die Gegend war voll von Relikten aus beiden Weltkriegen. Alte Versorgungsbahnen, geheime Flugplätze, von der Wehrmacht bestmöglich getarnt. Die Amerikaner hatten das, was sie nicht zerstören konnten, für eigene Zwecke übernommen. Manches war im Laufe der Zeit an die Bundeswehr gefallen. Vieles verfiel. Wie üblich an vergessenen Orten waren die Spuren unverkennbar, die Vandalen hinterlassen hatten. Graffiti, Scherben, Fäkalien. Andere nutzten den Platz als Müllhalde. Zerbrochene Fensterrahmen, alte Fässer, Windelsäcke und, als Krönung, das Wrack des Nissan.

Der Tote lag abseits des Ganzen, von außen nicht zu sehen. Nur die Krähen hatten ihn entdeckt. Und der Anrufer, der seinen Fund gemeldet hatte. Dem das Ganze womöglich die Pilze vergällt hatte, für die es ihn hierher verschlagen hatte. Wie man hörte, war es ein ausgezeichnetes Jahr für Pfifferlinge, auch wenn Brandt diese nicht derart nah an der Autobahn gesucht hätte. Um die Aussage, die längst protokolliert war, würde er sich später kümmern.

Der Mann, sein Alter war schwer zu schätzen, saß halb aufrecht an der hinteren, fensterlosen Wand des schmalen

Raumes. Zeitungspapier und Glaswolle waren auf dem Boden verteilt. Es stank nach Urin. Seine Haut war gräulich, Mund und Augen geschlossen. Brandt wusste, dass sich einige Stunden nach Todeseintritt die Gesichtsmuskulatur entspannte. Es gab eine Menge Blut unter dem Körper, im Bauchbereich war die Kleidung regelrecht vollgesogen. Andrea hielt unbeeindruckt mit dem Strahl ihrer Taschenlampe darauf.

»Eine Hinrichtung, wenn du mich fragst«, ließ sie verlauten. »Ich zähle mindestens fünf Einschüsse. Bauch, Leber, Genitalien, Herz. Der Gute hatte null Überlebenschancen. Die Spusi hat dort, wo du stehst, eine Handvoll Patronenhülsen gesichert.«

Instinktiv trat Brandt zur Seite und sah zu Boden. Knapp drei Meter zur Leiche, wie er schätzte. Abzüglich der Armlänge des Schützen betrug die Distanz gerade zwei Meter.

»Gibt es Fehlschüsse?«, erkundigte er sich.

»Mich interessieren nur die Treffer«, frotzelte Dr. Sievers und beugte sich hinab. Dann schüttelte sie den Kopf. »Sieht aber nicht so aus. Wieso fragst du?«

Brandt war sich nicht sicher. Aus so naher Distanz konnte selbst ein ungeübter Schütze treffen. Er winkte ab. »Ich dachte nur an das, was du eben gesagt hast.«

»Das mit der Hinrichtung?«

»Mhm.«

Er betrachtete den Mann genauer. Seine Kleidung wirkte abgetragen, doch auch teuer. Womöglich eine Kleiderspende. Handelte es sich um einen Obdachlosen? Das Gesicht war schlecht rasiert, die Haare klebrig. Doch richtig verwahrlost sah der Mann nicht aus.

»Hältst du ihn für einen Vagabunden?«, fragte er Andrea.

Diese zog eine nachdenkliche Miene. Dann verneinte sie. »Wenn, dann noch nicht lange. Er müsste ... *anders* aussehen. Außerdem«, sie schniefte, »wer erschießt denn einen Penner?«

»Täusch dich mal nicht«, murmelte Brandt düster. Während er die Kollegen der Spurensicherung suchte, wünschte er sich zurück in seine warme Küche, wo er mit seinen Töchtern Sarah und Michelle Toastbrot mit Nutella essen würde. Am besten zurück ins Jahr 2000, als sie noch zur Schule gingen und das größte Problem darin bestand, welche überteuerte Kleidungsmarke gerade angesagt war.

Seit damals war er nicht mehr so glücklich gewesen.

Sonntag, 9:35 Uhr

Frankfurt.

Berger besuchte den Friedhof längst nicht mehr zweimal in der Woche, so wie früher. Er tat es vor allem nicht mehr am Abend, wenn Scharen von Frauen mit kleinen Schippen und Harken die Bepflanzungen pflegten. Wenn Banales über die Marmorsteine hinwegposaunt wurde, als sei es den Toten darunter egal. Wenn Alte wie Junge sich um die Wasserstellen scharten wie eine Herde Antilopen. Seit zweiundzwanzig Jahren besaß er ein Doppelgrab, in dessen linker Hälfte Bergers erste Frau ruhte. Das Grab befand sich am anderen Ende des Friedhofs, einen langen Marsch vom Haupttor entfernt. Die unweit stehende Hainbuche war zu beachtlicher Größe herangewachsen und warf ihren Schat-

ten bis auf seine Füße. Wie die anderen Bäume kleidete sie sich allmählich in ein farbiges Herbstkleid. Berger bückte sich und hob ein Dutzend Blätter auf, die auf der Grabstätte lagen. Niemand befand sich in seiner Nähe. Die meisten benachbarten Gräber wurden mittlerweile durch Grünfirmen gepflegt. Ehepartner verstarben, Enkel hatten Besseres zu tun, als vier Quadratmeter Beet instand zu halten. Trübsinnig dachte er an seine Tochter Andrea. Sie war längst erwachsen, keine Rechenschaft mehr schuldig. Selbst am Todestag ihrer Mutter und ihres Bruders, der neben ihr beigesetzt war, musste er seine Tochter meist zu einem Besuch überreden. Vor drei Wochen hatte es sich gejährt. Der einundzwanzigste September. Berger kniete sich hinab und beäugte das Gesteck, welches sie niedergelegt hatten. Sonnenblumen und Lavendel. Das Wetter hatte ihm zugesetzt, doch für eine Woche wollte er es noch liegen lassen. Berger blickte sich prüfend um. Er war immer noch allein. So erfüllend sein Beruf und seine neue Partnerschaft auch waren, einmal im Jahr kochte der Schmerz auf höchster Flamme. Wie aus dem Nichts, auf der Heimfahrt vom Kindergarten, an einer Ampel, die sie schon unzählige Male passiert hatten, hatte ein Dreißigtonner den Kleinwagen zermalmt. Eine musterhafte Familie, zerplatzt wie eine Seifenblase. Zur Hälfte ausgelöscht von einem Betrunkenen, der selbst eine Frau und zwei Kinder hatte. Berger wusste nicht, wie oft er sich betrunken hatte, wie oft er geschrien und geweint hatte, wie oft er sich eine Waffe so fest an die Schläfe hielt, dass man Stunden später noch die Abdrücke sah. Hätte es Andrea nicht gegeben, die damals kurz vor dem Abitur stand – eine Verantwortung, die ihm nun

plötzlich alleine oblag –, er hätte es getan. Stattdessen hatten Alkohol und Nikotin ihn auf Raten ruiniert, bis er endlich einen Weg aus dem Teufelskreis fand. Wie so vieles, was er erreicht hatte, schrieb er es den beiden Frauen in seinem Leben zu.

Tränen sammelten sich in seinen Augen. Sekunden, bis sie ihm die Wange hinabkullern würden. In zwanzig Minuten würde sich das Team im Präsidium dann das Maul darüber zerreißen, weshalb ihr Chef, den sie gern als Fels in der Brandung wahrnahmen, geheult hatte. Hastig wischte er sich über das Gesicht. Mit der Rechten spürte er seine Pistole, die er mit sich trug. Frisch gereinigt und mit vollem Magazin. Berger fürchtete sich vor den Phantasien, die ihn heimsuchten. Todessehnsucht. Gedanken wie: *Sie werden es ohne dich schaffen* oder *Nimm dich nicht zu wichtig.* Rechtfertigungen, den feigsten aller Wege zu gehen. Aber dann wurde ihm klar, dass er auch heute nicht abdrücken würde. Er würde die Waffe am Abend zurück in den Safe legen und sie morgen wieder herausnehmen. Und mit ein wenig Glück würde er sie niemals mehr abfeuern müssen.

Bergers Linke tastete sich zu einer Flasche Chantré vor, die er vor zehn Minuten an einem Wasserhäuschen, wie die Trinkhallen in Frankfurt genannt wurden, gekauft hatte. Die Flasche und eine Tüte Eukalyptuspastillen. Für eine Sekunde hatte er am Eingang mit sich gekämpft, beides in den Mülleimer mit den Gartenabfällen zu versenken.

Doch es fehlte ihm an Kraft. Kommissariatsleiter Berger kam nicht mehr weiter. Er hatte das Gefühl, als zöge eine mannshohe Feder ihn bei jedem Schritt, den er tat, zwei

Schritte zurück. Seine Zukunft, der klägliche Rest, der ihm noch davon blieb, erschien wie ein Tunnel, dessen Ende immer enger wurde. Seit er am Vorabend, zwischen Tagesschau und Spielfilm, einen Anruf entgegengenommen hatte, hatte der alte Berger aufgehört zu existieren.

Sonntag, 10:50 Uhr

Sachsenhausen, Institut für Rechtsmedizin.

Andrea Sievers hatte vor kurzem die Leitung übernommen. Mehr ein bürokratischer Akt, es änderte sich dadurch kaum etwas, denn Professor Bock war schon länger im Ruhestand. Trotz seiner Emeritierung hielt dieser noch hin und wieder Vorträge für Medizinstudenten und genoss es, wenn es dem jungen Gemüse beim Anblick ihrer ersten Leichenöffnung die Farbe aus dem Gesicht fegte. Wenn das große Würgen begann, sobald er beim Öffnen einer Bauchdecke von »Spaghetti bolognese« oder dergleichen sprach. Ansonsten aber hielt er sich raus. Es war Wochen her, seit er Andrea zum letzten Mal am Seziertisch besucht hatte und ihr über die Schultern sah, prüfend, wie ein Lehrvater. Manchmal vermisste sie die alten Zeiten mit ihm und auch dem Kollegen Morbs. Die ganze Bürokratie, für die sie nun zuständig sein sollte, lag ihr nur wenig, und sie delegierte sie so weit als möglich an Kollegen. Denn Andrea Sievers' Metier waren seit jeher die Tatorte und die Suche nach außergewöhnlichen Todesumständen. Ekel verspürte sie nur selten, und sie umgab sich mit einer Hülle aus Sarkasmus, die sie schützte.

Sie zog sich einen Haargummi über den braunen Schweif. Mittlerweile reichte er bis hinab zu den Schulterblättern.

»Hässlicher Kerl«, kommentierte sie für sich selbst, als sie die Obduktion des Mannes begann, für den Brandt und sein Team zuständig waren. Immer wieder dachte sie an Peter, in letzter Zeit tat sie das häufiger. Auch wenn es schon geraume Zeit her war, er war ihre letzte ernste Beziehung gewesen. Sexpartner konnte man als Frau überall finden. Jedenfalls hatte eine adrette Brünette wie Andrea damit noch nie Schwierigkeiten gehabt. Aber einen Partner, der zu einem aufsieht, der zu einem steht ...

Sievers ließ einen Seufzer los und tätschelte dem Unbekannten die Schulter. Sein Genital war überdurchschnittlich groß. »Mach dir keine Hoffnungen«, murmelte sie mit einem bitteren Grinsen weiter. »So verzweifelt bin ich noch nicht.«

Dann schnitt sie den Körper auf die übliche Weise auf.

Der Mann war in den Vierzigern, groß, aber nicht muskulös. Seine Haut war blass, das Haar dünn, glatt und dunkel. Am Hinterkopf deutete sich eine kahle Stelle an. Nase und Kinn waren markant. Obwohl sie den Gedanken unterdrücken wollte, musste Sievers unwillkürlich an eine dumme Volksweisheit denken. Große Nase, großer Penis. Sie schüttelte den Kopf und konzentrierte sich weiter. Der Tote hatte kaum Körperbehaarung. Wäre es nicht ein Körper von eins fünfundachtzig gewesen, so könnte man meinen, es läge ein Knabe vor ihr. Babyspeck inklusive. Der gesamte Körper wies keine trainierten Muskeln auf, und alles wirkte sonderbar zart. Jetzt, nachdem er von all dem

Dreck und den blutverklebten Kleidern befreit war, wirkte nicht einmal mehr das halbe Dutzend Einschusslöcher sonderlich beeindruckend.

Peter Brandt betrat den Raum, als sie mit dem Rücken zu ihm stand. Er lauschte ihrer Stimme, sie berichtete gerade über Verletzungen an der Leber. Dann bewegte sich Andreas rechte Hand, und eine Pinzette ließ ein Projektil in eine Metallschale fallen. Es musste die Spiegelung in der gegenüberliegenden Glasscheibe sein, die seine Anwesenheit verriet.

»Peter!« Dr. Sievers fuhr herum.

»Andrea.« Er schritt näher und reckte den Hals. In der Schale lagen fünf Kugeln. »Sie haben ihn ziemlich zersiebt, hm?«

»Ein halbes Dutzend«, bestätigte sie. »Das war die letzte, die ich rausfischen konnte.«

Ihre Stirn glänzte, der Körper auf dem Tisch glich der Auslage in einer Fleischtheke. Brandt schluckte und suchte sein Spiegelbild in der Scheibe.

»Und die anderen?«

»Hättest mal besser angerufen, hm?«, stichelte sie.

»Lass uns bitte auf den Punkt kommen.«

»Ach, schau an.« Mehr sagte Sievers nicht und deutete auf ein Loch unterhalb des Kinns. Ränder rund um die Öffnung deuteten darauf hin, dass es sich um einen aufgesetzten Schuss gehandelt haben musste. So viel hatte Brandt mittlerweile gelernt.

»Das sieht für mich nach einem finalen Schuss aus«, erläuterte Andrea. »Die anderen wurden alle aus mehr oder

weniger großer Entfernung abgefeuert. Auf den ersten Blick alles dasselbe Kaliber.«

Brandt hob die Augenbrauen. »Reden wir von einem besonders schlechten Schützen? Oder von einem ganzen Killerkommando?«

»Die Waffe könnte auch gewandert sein.« Andrea zuckte mit den Schultern. »Lass das mal die Ballistik machen. Ich denke, da tauchen keine Projektile mehr auf. Sollte ich noch eines finden ...«

»Alles klar.« Brandt zwang sich zu einem erneuten Blick auf den Seziertisch, dann suchte er Andreas Miene.

Sie lächelte warmherzig, er erwiderte es. »Habe ich das richtig verstanden, es könnte eine Art Hinrichtung gewesen sein?«

»Sämtliche Kugeln trafen ihn sehr schmerzhaft, aber waren so plaziert, dass er am Leben blieb. Und bei Bewusstsein.« Sievers deutete in Richtung des Unterleibs des Toten. »Es gibt eine zerschossene Kniescheibe, der Oberschenkel wurde perforiert. Treffer in Leber und Leiste, ganz knapp neben sein bestes Stück.« Sie verzog den Mund. »Dann ein Schuss direkt ins Gemächt und zu guter Letzt in die Lunge. So zumindest sieht es aus. Mit ein wenig Phantasie gleicht es tatsächlich einem Mafiamord.«

»Hm.« Brandt kratzte sich am Hals. »Weiß man schon etwas über die Identität?«

»*Man* hat die Fingerabdrücke genommen«, erwiderte Andrea und deutete dabei auf sich. Sie blickte zur Wanduhr und kniff die Augen zusammen. »Scheint so, als gäbe es keine Übereinstimmung. Sonst hätte sich längst jemand gemeldet.«